

Schiller – Moraltrumpeter oder Klassiker?

Schiller-Feier des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum am 27. April 2005

Sigurd Paul Scheichl

In Nietzsches „Streifzügen eines Unzeitgemäßen“, einem Abschnitt von *Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert* (1899), stehen gleich im ersten Abschnitt – „Meine Unmöglichkeiten“ – böse Worte über Große der europäischen Geistesgeschichte. Es heißt da „Seneca: oder der Toreador der Tugend“ und eben „Schiller: oder der Moral-Trumpeter von Säckingen“, auch „Zola: oder ‚die Freude zu stinken.‘“, Schiller wird als simpler oder simplifizierender Moralapostel abgewertet und durch die Anspielung auf Joseph Victor v. Scheffels längst vergessenes bürgerlich-idyllisches Epos *Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein* (1854) obendrein indirekt der Trivialliteratur zugeordnet.

Ein böses Urteil – und doch: Der Dichter des „Lieds von der Glocke“, der sein Werk mit einer Fülle von für Schule und Haus anwendbaren Versen vom Typ „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt“, „Seid einig, einig, einig!“ (*Tell*) oder „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort“ (*Wallenstein*) angereichert hat, hat vielleicht seinen aufklärerischen Idealismus manchmal ein wenig zu plakativ formuliert, mindestens für die feinen Ohren Nietzsches und für die skeptisch gewordenen Leser des 20. Jahrhunderts – weshalb Alfred Polgar, eher ein Bewunderer Schillers, empfiehlt: „Ich möchte raten, besteht Unsicherheit über die Herkunft eines Zitats, sich immer für Schiller zu entscheiden. Man wird in wenigen Fällen irre gehen, da kein zweiter deutscher Dichter so gern und emsig Zitate geschrieben hat wie Schiller.“ Freilich: Zum Schreiben so vieler zitierbarer Sätze gehört nicht nur Emsigkeit, sondern auch ein hohes Maß an Formulierungskunst!

Schiller hat eben nicht für Skeptiker geschrieben, die sich den in den Zitaten zugespitzt formulierten Einsichten verweigern, sondern für Menschen, denen die feste Verankerung in Werten, die viele seiner Figuren auszeichnet, erstrebenswert scheint, die sich an einem Ferdinand orientieren mögen, selbst wo er das Bewusstsein seiner moralischen Überlegenheit hinaus trompetet: „Ich verwerfe dich – ein deutscher Jüngling!“ (*Kabale und Liebe*, I/7) Die Werte, für die Schiller sich begeistert, über die er aber auch differenzierend nachgedacht hat, die Werte eines aufklärerischen Humanismus, sind die schlechtesten nicht; manchmal wünscht man, sie würden heute wieder verkündet – und sei es mit Trompetenschall, wenn man nur den Trompetern glauben könnte.

Schiller hat man geglaubt, er hat für diese Werte begeistert. Schon 1791 ist über ihn geschrieben worden:

[Schillers] Stärke [ist] Enthusiasmus, der zum Enthusiasmus mit sich fortriß, wie ein Strom, der seine Dämme durchbrochen hat. Dramatischer Schwung war seine Methode. [...]

Aus seinem Don Carlos [...] athmet Sturm gegen Tyrannen, gegen die Altäre der Hierarchie und gegen Throne, die auf niedergedrückte Menschheit erbaut sind.

Ein späterer Kronzeuge für Echos dieses Enthusiasmus ist der in der Bukowina aufgewachsene liberale Schriftsteller Karl Emil Franzos. In „Schiller in Barnow“ (1876) erzählt er von der Wirkung des Dichters am Rand und jenseits des Randes der deutschen Kultur: In dem galizischen Städtchen Barnow gibt es fünf Exemplare von Werken Schillers; anhand ihrer Besitzer zeichnet Franzos ein Bild der Sozialstruktur jenes Orts. Ich spreche hier nur von den zwei für uns Interessantesten.

Wenn der vereinsamte und in seinen Bemühungen um die Assimilation an die deutsche Kultur gescheiterte Jude Schlome Barrascher Schiller liest:

[...] dann glänzt sein Aug⁴, dann hebt sich sein Haupt. [...]

Dann ist er kein müder, vereinsamter, gescheiterter Mensch mehr, sondern ihm selbst gilt jenes begeisternde Wort, und er ist ein Glied in der Kette jener Guten und Edlen. Glücklicher Mann!

Das fünfte Schiller-Buch gehört einem jungen Dominikaner. Nach Jahren schlägt er wieder den schäbigen Gedichtband auf:

Der Eindruck war ein ungeheurer [...]: das Evangelium reiner Begeisterung, das Evangelium der Menschenliebe, hier scholl es ihm voll und prächtig in bezaubernd schönen Worten entgegen. Schiller ist so recht ein Dichter der Armen und Beladenen.

„Seinen größten Schatz“, eben Schillers Gedichte, teilt er mit einem bildungssüchtigen armen Juden und einem ebenso bildungswilligen jungen Ukrainer, „und es ist kaum zu sagen, was der Dichter diesen armen Menschen geworden.“

Mein zweiter Zeuge für den Enthusiasmus, der von Schiller ausstrahlt, kommt aus einer anderen Zeit und einer ganz anderen Welt. Walter Marinovic, kein Schriftsteller, auch kein Liberaler, ist während des Zweiten Weltkriegs in Wien aufgewachsen. Seine Erfahrung mit dem Dichter unterscheidet sich aber kaum von jener der Figuren Franzos⁵: Er erinnert sich daran, wie er als Zwölfjähriger den „Taucher“ hat auswendig lernen müssen: „Wie ein Zauberstab erschloß mir Schillers Poesie“ Geheimnisse, von denen der Jugendliche bis dahin kaum etwas geahnt hatte. Auch in der Kriegsgefangenschaft haben Schillers Werke dem Autor Trost gespendet.

Die Begeisterung eines Menschen für ideale Ziele überwindet alle Hindernisse und reißt auch die anderen mit.

Manche Schiller-Verbote, im Vormärz, lange auch in katholischen Institutionen, haben mit Angst vor dieser schwer kontrollierbaren Begeisterung zu tun.

Aber lässt sich Schiller auf diesen Enthusiasmus und auf jene moralischen Werte reduzieren? Das 19. Jahrhundert hat eine solche Reduktion versucht, ein „Ungeziefer des Ruhms: Germanist, Schöngest und Reporter; [...] Pastoren, Sozialdemokraten, Schlaraffen, Mitglieder des Vereins ‚Flamme‘, Mitglieder des Vereins ‚Glocke‘, überhaupt Mitglieder. Nicht Männer, sondern Obmänner“ – so charakterisiert Karl Kraus jene, die den 150. Geburtstag des Dichters feierten – haben es uns mit ihrer „freiwilligen Feuerwehrbegeisterung“ für den Dichter schwer gemacht, „durch die Schatzkammern der Banalität, die diesem Dichter vor allem den Zuspruch der Nachwelt verschafft haben, zu seinem wahren Kunstgehalt vorzudringen.“ (Karl Kraus: Schrecken der Unsterblichkeit, *Die Fackel* 291, 1909)

Das klang dann, 1859 bei der Feier der Universität Innsbruck zum 100. Geburtstag Schillers, aus dem Munde des Philosophen Tobias Wildauer so:

Bald stiegen aus dem Jünglingsherzen Geniusfunken empor, die allmählich geläutert und geklärt sich zu einer hellen Flamme sammelten, welche den deutschen Geist erleuchtet, deutsche Herzen erwärmt.

Jene, die im 20. Jahrhundert *Schiller als Kampfgenossen Hitlers* – so hieß eine 1932 erschienene Schrift – vereinnahmen wollten, sozusagen als Unmoraltrumpeter, haben den Weg zum ‚Klassiker‘ Schiller nicht bequemer gemacht – ihn manchen endgültig verstell.

Ist es möglich, trotz jenem „Ungeziefer des Ruhms“, das an Schiller in der Tat den Moraltrumpeter geschätzt hat, wieder zu diesem „wahren Kunstgehalt vorzudringen“, den Kraus Schiller letztlich doch zubilligt?

Ich will den Stier bei den Hörnern packen, also mit dem im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu Tode rezitierten „Lied von der Glocke“ beginnen, diesem „angehäuftem Zitatenschatz“ (Peter v. Matt), über den schon manche Zeitgenossen gelacht haben, dem aber selbst kritische Leser von heute technische Perfektion zugestehen. „Was poetische Fertigung und metrisch-kompositorische Finish betrifft, setzt [es] ein neues Maß.“ (v. Matt)

In der Tat: „Das Lied von der Glocke“ kombiniert auf neuartige Weise eine feste 8zeilige Strophe – für den Glockenguss – mit anderen, viel freier gehandhabten metrischen Formen – für die Bilder bürgerlichen Lebens. In den wieder kehrenden 8zeiligen Strophen könnte man eine Art formales Leitmotiv sehen, das den sehr langen Text zusammenhält; die anderen Metren, oft mit viel kürzeren Zeilen, bringen ein Element der Unruhe in das Gedicht. Der klangliche Kontrast spiegelt die Entgegensetzung von geordnetem Ablauf des Glockengusses und Chaos des vielfältigen Lebens.

Es empfiehlt sich, dieses zugegeben sehr auf Großartigkeit angelegte Gedicht unter dem Aspekt dieser exquisiten, geradezu experimentellen Form zu lesen und nicht so sehr in Hinblick auf seine wohl auch nur scheinbar banalen Lebensweisheiten. Wer meiner Generation angehört, muss freilich die „Glocken“-Zitate vergessen, zu denen er womöglich einen Besinnungsaufsatz zu schreiben hatte oder die ihn in der einen oder anderen Festrede gelangweilt haben. Ich selbst habe 8 Jahre lang unter dem Zitat „Segen ist der Mühe Preis“ und einem Schiller-Kopf das Kufsteiner Gymnasium durch sein prächtiges Jugendstil-Portal betreten; fast selbstverständlich steht die um das Schiller-Jahr 1909 erbaute Schule in der Schiller-Straße. Von solchen Schiller-Spuren sind wir im Alltag, in Tirol wie anderswo, mehr umgeben, als uns oft bewusst ist.

Zu einem anderen Werk Schillers. Die Stelle, die mich bei ihm seit langem am meisten beeindruckt, ist der Schluss von *Wallensteins Tod*. Wallenstein ist tot, ermordet, seinem Gegenspieler Oktavio Piccolomini wird ein kaiserliches Schreiben überreicht, mit der Adresse:

Dem Fürsten Piccolomini.

(Oktavio erschrickt und blickt schmerzvoll zum Himmel.)

Auf raffinierte Weise hebt dieser Schlussvers das Wort „Fürsten“, den neuen Titel für den bisherigen Grafen Piccolomini vielfach hervor – nicht von ungefähr. Oktavio ist trotz der lange währenden Freundschaft, trotz dem Vertrauen, das ihm Wallenstein geschenkt hatte, diesem auf seinem Weg der Absage an den Kaiser nicht gefolgt, hat die Loyalität zum Wiener Hof, zum Reich über die zum Freund gestellt und sich in die Intrige gegen Wallenstein einbinden lassen, bis hin zu halbherzigem Einverständnis mit dem Mord in Eger. Der erschreckt, entsetzt ihn doch – und in dieser Situation der Bestürzung über das mitverschuldete Ende des einstigen Freunds erreicht ihn die kaiserliche Auszeichnung, die Erhebung in den Fürstenstand, die als Lohn für einen Verrat empfunden werden muss, den Oktavio eigentlich nicht hat begehen wollen, so sehr seine Ablösung von Wallenstein durch Krieg und Politik gerechtfertigt scheinen mag. Alle Konflikte des Stücks werden in diesen letzten drei Worten und der abschließenden Bühnenanweisung zusammengefasst: Oktavios Entscheidung in seinem tragischen Konflikt zwischen persönlicher und politischer Loyalität wird von der Macht, vom übrigens nie auftretenden Kaiser Ferdinand belohnt wie irgendein schäbiger Verrat, durch einen Judaslohn.

Wie viele andere Passagen zeigt der Schluss des *Wallenstein*, dass Schiller eben gerade nicht plakativ schreibt, dass es ihm – und das auch schon in früheren Werken – nicht auf die Illustration abstrakter Prinzipien ankommt, nicht auf simple moralische Lehren, sondern auf die modellhafte Darstellung seelischer Konflikte. Wer hat nicht in seinem beruflichen oder politischen Umfeld einen Loyalitätskonflikt durchgemacht, in dem im Grunde jede Entscheidung Verrat ist? Oktavio Piccolominis Problem kann auch das unsere sein, wenngleich, glücklicher Weise, in weniger extremen Situationen als dem Dreißigjährigen Krieg oder, das Beispiel liegt nahe, dem Krieg Hitlers, insbesondere im Umfeld des 20. Juli 1944.

Hier wird Moral keineswegs trompetet, sondern moralische Probleme werden, pianissimo, zur Debatte gestellt: im *Wallenstein*, wie schon in den *Räubern*, die Taten, die sich verselbständigen, deren Kon-

trolle dem Handelnden entgleitet – bedenkenswert für jene, die mit Gewalt einen gewaltfreien Staat errichten wollen. Elfriede Jelinek sieht Maria Stuart und Elisabeth als vorweg genommene Spiegelungen von Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof, wie immer sie das im Einzelnen verstehen mag. Das Ineinander von Politischem und Privatem, selbst Erotischem findet sich in fast allen Dramen, im *Don Karlos* wie in der *Jungfrau von Orleans*, im *Wallenstein* wie in der *Maria Stuart*. Das Problem von Recht und politischem Vorteil, eines der Themen der *Maria Stuart*, auch im *Wilhelm Tell* gewichtig, stellt sich heute wie immer, keineswegs nur in der großen Politik, auch in der kleinen der Universitätsintrigen und des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfs. Moralische Probleme werden da verhandelt; dass Schiller einfache Lösungen für sie hinaus trompetet hätte, ist mir bislang nicht aufgefallen. Stellen wie der Schluss von *Wallensteins Tod* zeigen den „wahren Kunstgehalt“ des Schiller'schen Werks, lassen den feinfühligen, den unpathetischen Schiller, den großen Sprachkünstler erkennen, in dem wir eher als frühere Generationen den eigentlichen Schiller sehen.

Ein Überblick über das wenig bewegte Leben Schillers, dem, viel mehr als dem Goethes, stets ein wenig der Aspekt des, in gutem Sinn, Kleinstaatlich-Provinziellen des alten Deutschen Reichs anhaftet, ist hier so wenig am Platz wie ein Aufzählen der Titel wichtiger Dramen und Gedichte. Gesagt sei allein, dass der rebellische Überschwang der sensationellen *Räuber* (1782) das Schiller-Bild bis heute besonders stark geprägt hat. Nichts gegen die *Räuber* – kaum ein deutscher Autor hat je eine so absolut böse Figur wie den Franz Moor auf die Bühne gestellt –, aber übersehen wir über dem jungen nicht den reifen Schiller, den des *Wallenstein*, den der *Maria Stuart*, den der zugleich raffinierten und, zu Recht, populären Balladen, den der bis heute höchst bedenkenswert gebliebenen theoretischen Schriften, die ihn zu einem der größten Literaturtheoretiker machen, selbst wenn er 1795 selbstironisch von seiner „philosophischen Bude“ spricht.

Bewundernswert ist schließlich Schillers Briefwerk. Der Briefwechsel mit Goethe, in dem es immer wieder um die Klärung grundsätzlicher literarischer Fragen geht, ist für sich ein Hauptwerk der ästhetischen Theorie; wohl deshalb hat Goethe, bis zu seinem Tod um den verstorbenen Freund trauernd und den Gesprächspartner vermissend, diese Briefe noch selbst als Buch herausgegeben (1828/29). Besonders faszinierend sind die Ratschläge, die die Beiden einander geben und die Goethes wie Schillers Werke aus dem ‚klassischen‘ Jahrzehnt fast als Gemeinschaftsarbeiten erscheinen lassen.

Man staunt über die geistige und sprachliche Substanz der Briefe: Kaum einer wirkt zufällig, alle scheinen nicht nur für einen Empfänger, sondern für die Nachwelt geschrieben zu sein. Diese Kultur der Kommunikation ist durch Telefon und Mail unrettbar untergegangen. Ob es je andächtige Leser der gesammelten SMS von Enzensberger und Grass geben wird?

Abschließend – fast abschließend – ein kurzer ‚österreichischer Blick‘ auf den Dichter: Einmal auf die recht zahlreichen habsburgischen Motive bei Schiller, dessen Ballade „Der Graf von Habsburg“ (1803), über eine Episode aus dem Lebens Kaiser Rudolfs I., im 19. Jahrhundert Bestandteil der Selbststilisierung des Herrscherhauses und ein Kernstück vaterländischer österreichischer Literatur gewesen ist.

Viel wichtiger war und ist, dass Schiller seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zu den am meisten gespielten Dramatikern an den Bühnen Österreichs vom Burgtheater bis zum entlegensten böhmischen Stadttheater gehört und die österreichische Theatertradition mitgeprägt hat. Alle legendären österreichischen Schauspieler – Sonnenthal, Kainz, Hörbiger, Werner – danken die Kränze, die die Nachwelt dem Mimen doch flicht, auch ihren großen Schiller-Rollen.

Ein ‚österreichischer Blick‘ auf Schiller muss besonders seiner politischen Wirkung gelten. Das Pathos des „In tyrannos“ der *Räuber* (das übrigens auf den Verleger und nicht auf Schiller selbst zurück geht) und des „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ im *Don Karlos* machte ihn zu einer Identifikationsfigur für den Liberalismus, die große bürgerliche Modernisierungsbewegung des 19. Jahrhunderts. Die Schiller-Feiern zum 100. Geburtstag 1859 sind so ein Markstein für das Ende des Neoabsolutismus und für den Beginn der liberalen Ära. Noch die Feiern von 1905 (100. Todestag) waren von dieser politischen Aufbruchsstimmung getragen, die auch die Arbeiterbewegung erfasste.

Dieser bürgerlichen Schiller-Begeisterung hat wohl auch dieses Haus seine Schiller-Autografen zu verdanken. Es entbehrt nicht des Reizes, dass der Innsbrucker Germanist Wackernell, der über Reliquien Bescheid wusste, diese Schätze einer breiten Öffentlichkeit vor 100 Jahren unter dem Titel „Schiller-Reliquien aus Tirol“ vorgestellt, ja den Aufsatz mit dem Satz begonnen hat: „Der Tod Schillers steigerte in weiten Kreisen das Verlangen nach echten Reliquien von diesem literarischen Friedrich dem Großen.“ Dass der deutsche Liberalismus in Österreich eine zunehmend starke nationale Komponente hatte, rechtfertigt es aber nicht, Schiller für den Nationalismus oder gar den Nationalsozialismus zu vereinnahmen. Schiller verstanden haben die Nationalsozialisten erst, als sie ab etwa 1940 *Wilhelm Tell*-Aufführungen verboten.

Eine Spätfolge des nationalsozialistischen Missbrauchs von Schiller ist eine Kulturpolitik, durch die Österreich sich aus allen ‚deutschen‘ kulturellen Traditionen lösen und die Verbindlichkeit des deutschen literarischen Kanons für Österreich aufkündigen, damit auch Schiller aus unserer Literaturgeschichte streichen will – ohne zu bedenken, dass man Schiller schon deshalb nicht durch Grillparzer ersetzen kann, weil dieser ohne jenen nicht Grillparzer geworden wäre (wie selbst das Wiener Vorstadttheater die Weimarer Klassik als eine Art Reibebaum gebraucht hat).

Über Österreichs Eigenständigkeit sind wir uns heute – und gerade heute, am 27. April – einig. Ob es sich unser Land leisten kann und soll, um dieser außer Diskussion stehenden Eigenart willen große Teile seiner Kulturtradition zu opfern, weil es sie mit einem Nachbarland gemeinsam hat, möchte ich aber bezweifeln. „Die Kraniche des Ibykus“ gehören auch zu unserer Literatur. Und wie ich mich als Germanist lieber mit Schiller als mit Wildgans beschäftige, so wüsste ich Schillers Büste an der Fassade des Burgtheaters ungern durch ein ‚heimisches‘ Dichterkopfbild ersetzt, etwa durch jenes von Anzengruber ...

Was wir an kultureller Tradition in unserer Muttersprache verlieren, wenn wir auf Schiller verzichten, sei zum Abschluss wieder an einem Beispiel gezeigt, einem Epigramm (von etwa 1797).

Sprache

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen!

Spricht die Seele, so spricht ach! schon die *Seele* nicht mehr.

Für die Wirkung dieser pointierten Verse gibt die zweite Zeile den Ausschlag. Interjektionen wie „ach!“ sind selbst bei guten Autoren manchmal Füllsel, damit sich das Versmaß ausgeht – wie anders hier! Die Unmöglichkeit, dass die Seele von sich selbst spricht, das Ungenügen der Sprache wird fast direkt in Klang umgesetzt, indem dieses „ach!“ seine volle Bedeutung eines Lauts der Klage wieder erhält. Der Zusammenstoß der Hebungen spiegelt das Kippen vom Versuch der Seele sich auszusprechen in die Erkenntnis von dessen Aussichtslosigkeit.

Solche Verse haben nichts mit liberalem Pathos gemein, es sind auch nicht Verse des Enthusiasten Schiller – und schon gar nicht die eines Moraltrumpeters. Es sind im Wortsinn klassische Verse, klassische Gedanken unserer Dichtung, der Dichtung in deutscher Sprache. Denn ‚klassisch‘ heißt nicht: verstaubt, sondern: vollendet, vorbildlich, zeitlos gültig. Statt ‚zeitlos gültig‘ könnte man sagen: zu allen Zeiten aktuell.

Es passt zwar nicht ganz zu dem Ansatz dieser Würdigung, die Ihnen Schiller vor Allem als Künstler in Erinnerung rufen wollte, als einen, der zwar manchmal die Trompete, doch viel besser die Violine gespielt hat – aber die treffende Antwort auf Nietzsche ist doch ein Wort Goethes, das Schillers Kunst umfasst und Schillers Ethik – Schillers Ethik: Denn das Veredeln des Gemeinen ist eine ethische Leistung; Schillers Kunst: Wie anders veredelt Schiller das Gemeine als durch seine sprachliche Kunst. 1830 schreibt Goethe, an Schillers Geburtstag, an seinen Freund Zelter: Schiller „berührte nichts Gemeines ohne es zu veredeln.“

Erwähnte Literatur:

- KARL EMIL FRANZOS: Schiller in Barnow (1876). In: KEF: Halb-Asien. Hg. von Ernst Josef Görlich. Graz: Stiasny 1958. S. 31–46. = Das österreichische Wort 36.
- WALTER MARINOVIC: Friedrich Schiller – er ist unser! Wien: Österreichische Landsmannschaft 2004. = Eckart-Schrift 174.
- PETER VON MATT: Das Schicksal der Phantasie. Studien zur deutschen Literatur. München 1996. = dtv 4692.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 2005

Band/Volume: [85](#)

Autor(en)/Author(s): Scheichl Sigurd Paul

Artikel/Article: [Schiller - Moraltrompeter oder Klassiker? Schiller-Feier des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum am 27. April 2005. 171-176](#)